

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 58=78 (1912)

Heft: 5

Artikel: Friedrich der wahrhaft Grosse

Autor: Bleibtreu, Karl

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-29632>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 25.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Friedrich der wahrhaft Große.

Von Karl Bleibtreu.

tatsächlichen Zustand ihres Korpsmateriales entweder gar nichts oder erst dann etwas vernehmen, wenn die Truppe längst entlassen und eine Untersuchung der Sache, sowie die Eruiierung und zweckdienliche Belehrung der Schuldigen gar nicht mehr möglich ist. Bis zum nächsten Dienst wird dann ... vergeben und vergessen. — Da auch die höheren Truppenführer vonseiten der eidgenössischen Kriegsmaterialverwaltung über die Details der jährlichen Materialbeschädigungen bzw. über den Materialverbrauch in den einzelnen Einheiten nicht orientiert werden, so ist es denselben auch gar nicht möglich, auf dienstlichem Wege den herrschenden Zuständen zu begegnen, ihre Untergebenen zur Verantwortung zu ziehen und Schuldige zu maßregeln. So ist es begreiflich, daß selbst arge Materialbeschädigungen ungeahndet bleiben und die Untergebenen infolge des Mangels an geeigneter Kontrolle vonseiten ihrer Vorgesetzten in Sorglosigkeit verharren.

Wenn auch — last not least — zugegeben sei, daß mitunter auch ein Mangel an elementarem Sachverständnis Mitschuld an den bedauerlichen Materialbeschädigungen in unserer Armee ist, so dürfte es doch möglich sein, durch Behebung der vorgeschilderten ursächlichen Momente allgemeiner Natur vorteilhaften Wandel in den bestehenden Verhältnissen zu schaffen. Dies zu tun, ist unerläßlich, nicht nur aus rein erzieherischen Gründen und im Interesse der Schlagbereitschaft unseres Heeres, sondern auch in Rücksicht auf die Sparsamkeitspflicht, welche die Armee gegenüber den übrigen Interessen unseres Landes hat. Die Schweiz ist ein relativ armes Land, das seine Staatsmittel vielseitigst zur Schaffung und Verbesserung allgemeindienlicher Wohlfahrtseinrichtungen dringend notwendig hätte. In Rücksicht hierauf hält es wirklich schwer, die durch die obwaltenden Zustände in unserer Armee jährlich dem Bunde verursachten gewaltigen Unkosten zu verantworten. Jetzt, wo wir vor der Neuordnung unserer Truppen stehen, und in dem Momente, wo selbst militärfreundliche Parlamentarier dem Bundesrate so schwere Sorgen hinsichtlich des Budget der Militärverwaltung machen; heute, wo wir an die Neubewaffnung der Infanterie denken und endlich auch zur Ausrüstung der Fußartillerie mit modernen Geschützen schreiten möchten, dürfte nun wirklich der Zeitpunkt gekommen sein, sich ernstlich auch mit den Mitteln zur *Reduktion der Kosten für den Materialverbrauch in unserer Armee* zu befassen. — Es handelt sich um die Erfüllung einer Pflicht der Armee und dem Lande gegenüber!¹⁾

¹⁾ Anmerkung der Redaktion. Indem wir den verdienstvollen Darlegungen unsres Korrespondenten voll und ganz zustimmen, möchten wir doch die Ursachen ganz anders gruppieren.

Wohl gehört die Gleichgültigkeit der Truppenführung und der Truppe gegenüber der Höhe der Kosten, die sie verursachen, zu den hauptsächlichsten Gründen, aber sie gehört nicht obenan und sie ist die unabänderliche Folge von dem, was der entscheidende Grund ist, und ganz gleich wie früher seine folgenschwere Wirkung ausüben wird, auch wenn Truppe und Führung sich absolut keiner Vernachlässigung mehr schuldig machen.

Es ist eine unanfechtbare Tatsache, daß durch die jährlichen Wiederholungskurse das Soldatische in un-

verschollener Schrift von Pr. d. L. 1788, was Prinz de Ligne bedeutet, setzt der sonst so skeptische österreichische Diplomat und General einem Einzigen die einzigartige Grabschrift: „Ich glaube nicht mehr an Erdbeben beim Tode Cäsars, denn beim Tode des größten Menschen hat sie nicht gebebt.“ Daß Auserwählte auf ihr wandelten, gaben die beispiellosen Orkane beim Tode Napoleons und Cromwells ein Zeichen? Doch der sterbende Philosoph von Sanssouci ging still dahin, zur Sonne aufschauend: „Bald werde ich dir näher sein.“ Ohne

serer Truppe, wenigstens in dem Gebiet, über das ich urteilen kann, sich sehr vermehrt hat und gleichzeitig auch durch entsprechende Beeinflussung von oben das Bestreben der Vorgesetzten, das Material — Pferde und anderes — in gutem Zustande wieder abzugeben.

Wie die von unserem Korrespondenten gebrachte Tabelle und die Kosten für die Pferdeschäden beweist, hat das nicht bloß gar keinen Effekt gehabt, sondern das Uebel ist trotzdem noch gewachsen.

Das dürfte beweisen, daß die Sache wo anders ihren entscheidenden Grund hat, wenn schon, das sei nochmals wiederholt, auch bei der Truppe noch Vieles besser werden kann. Aber es sei auch gleichzeitig gesagt, daß bei unsern kurzen Truppenübungen Rücksichtslosigkeit gegenüber dem Material nie ganz vermieden werden kann und nie ganz verhindert werden darf, soll nicht der Hauptzweck der Uebungen gefährdet werden.

Der entscheidende Grund liegt in dem Ausspruch unseres Korrespondenten: „Leider ist es den Zeughäusern unmöglich, an den Demobilisierungstagen alles abgegebene Material zu kontrollieren.“ Das aber hat nicht bloß zur Folge, daß die Einheitskommandanten nicht erfahren, was ihre Retablierungsarbeiten kosten, sondern daß die Zeughäuser souverän bestimmen, welche Reparaturen und welcher Ersatz für die Retablierung notwendig sind, damit sie pflichtgemäß das ihnen zur Magazinierung und zum Unterhalt anvertraute Kriegsmaterial in kriegstüchtigem Zustand erhalten. Da nur dies sie pflichtgemäß interessiert, sie selbst die Arbeiten ausführen und die Kosten auf Rechnung der Truppenübungen, die sie gar nichts angeht, verrechnet werden, so können sie auch gar kein Interesse daran haben, daß diese Kosten möglichst gering werden. Wenn nun noch hinzutreten könnte, daß die Zeughäuser auf den Ertrag dieser Arbeiten angewiesen sind, so wäre begreiflich, daß es ihnen nicht unangenehm ist, wenn sie recht viel Arbeit verrechnen können.

Sowie aber durch die Verhältnisse solcher Neigung Vorschub geleistet ist, so wird sich auch stetig immer mehr Arbeit, die ausgeführt werden muß, finden.

Bis jetzt aber waren die Verhältnisse danach. Nicht bloß die Truppenkommandanten bekümmerten sich nicht um die Kosten ihrer Retablierungsarbeiten, weil sie sich nicht darum zu bekümmern brauchten und nichts davon erfuhren, sondern auch andre Stellen, durch deren Hände die Rechnungen gingen, entwickelten kein Interesse für die Frage, wiewohl deren Höhe verringert werden könnte. Ganz besonders dürfte dies unnötig erscheinen, da als allgemeines Axiom gilt, daß ganz allein die Unordnung bei den Truppen, für die man nicht verantwortlich, die Ursache ist, und da, solange die Eidgenössische Militärverwaltung besteht, noch nie eine derartige Zumutung gestellt worden ist.

Erscheinungen aber, wie der mitgeteilte, von Jahr zu Jahr zunehmende Verbrauch von Kopfsäcken in Kursen von wenigen Tagen Dauer, währenddem sie in einem ganzen Feldzug aushalten sollten, ist etwas, das jede Stelle, die die Tatsache zuerst konstatiert, zu dienstlicher Behandlung bringen muß. Ist ein so großer Ersatz nach 14tägigem Gebrauch *notwendig* geworden, so gibt es nur ein entweder — oder! Entweder herrscht in der Truppe ein derartiger Mangel an Zucht und Ordnung, daß die Truppe kriegsuntüchtig ist oder das Material ist von so schlechtem Stoff und Ausführung, daß das Material kriegsuntüchtig ist.

Elementarstürme objektiv ins All untertauchend, löste sich der Lichtsohn ins Ewig-Helle, woher er stammte.

Alle Mächte der Finsternis hatten den festen Blick seiner diamantenen Sternenaugen nicht ertragen können, seine helle melodische Stimme von herzwegwinndem Wohlklang wie Trompetenstoß eines Erzengels. Der grundgütige Mann von unzerstörbarem Wohlwollen, dessen Versbeichte aussagt: „Unsere Unsterblichkeit ist, den Menschen Wohltaten zu erweisen“, dem immerdar so leicht Tränen den Adlerblick trübten, sobald er von Edlem hörte — wie auch Ligne noch über den Greis bezeugt, den Menschenverachtung verbitterte. „müde, über Sklaven zu herrschen“ — er, bei dem Stahlhärte stoischen Pflichtgefühls sich mit weichstem Frauengemüte paarte, hat als Vorbild unbeugsamen Mannesmutes nie seinesgleichen gehabt. Die Antike besaß für Tugend und Tapferkeit das gleiche Wort. Arete und Virtus, weil nach ihrer Herrenmoral nur der Tapfere Tugend üben konnte, worunter sie besonders Standhaftigkeit im Unglück verstand. Ganz recht, Mut ist aller Tugend Mutter, ohne Mut keine höhere Geistestätigkeit denkbar, so predigt Giordano Brunos gewaltigstes Werk „Eroici Fuori“ die heroische Weltanschauung. Im gebückten alten Fritz, ohne Haare und Zähne, von Gicht und Fieber gequält, von jedem Privat- und Familienunglück mitten im fürstlichen Herkulesringen heimgesucht, der wie ein Sparter den Wolfsbiß unterm Mantel verbarg, erkennen wir den erhabenen Martyr des abstrakt Heroischen und Idealen, des Geistes schlechtweg, der über alle Materie Herr wird. Als Verkörperung der Virtus begriffen ihn am besten seine armen „Kerls“ mit ihrer Mischung von Vergötterung und familiärer Kindesliebe. Sie duzten ihn, wie man den Herrgott duzt. „Vater, was machst du da vorn? Aus dem Wege, daß wir schießen können!“ riefen ihm die Magdeburger zu, als er bei Roßbach vorauf in den Feind ritt. „Vater, wie sollten wir anders, streiten wir doch für dich!“ wunderte sich ein Hallenser Korporal bei Liegnitz über Friedrichs Lobsprüche, der darüber sofort in Tränen ausbrach, wie ein empfindsames Frauenzimmer. So etwas hörte er aber im Grunde nicht gern, denn ein beim Frieden heimkehrendes Regiment belehrte er mit gewaltigem Ernst: „Für wen fochtet Ihr?“ „Für Ew. Majestät.“ „Nein, für das Vaterland und dessen Dank ist ewig.“

Freilich, wo er einem Mangel an Virtus begegnete, da konnte der Herr Papa ein recht gestrenger Herr sein. Doch das titanische Imperatorwort: „Ihr Racker, wollt Ihr denn ewig leben?“ (bei Kolin, nicht bei Torgau, wo kein ähnlicher Anlaß vorlag, wie man fälschlich oft liest) klingt nur erhebend im Munde des Geniekönigs, dem es eigenes Herzensbedürfnis schien, seine geweihte Person in die Schanze zu schlagen, wie jeder Gemeine, unempfindlich gegen jede Todesgefahr zur Verzweiflung seiner Getreuen. (Vgl. Brief des Generaladjutanten Wobersmont nach Leuthen.) Als er bei Kunersdorf die Fahne der Potsdamer vorantrug, da verkündeten beide Ausrufe sein eigenstes Wesen: „Wer ein braver

Kerl ist, der folge mir!“ „Kinder, verlaßt Euren Vater nicht!“ Und wenn er dort barsch herausfuhr: „Fähnrich, wenn Er stirbt, so sterbe Er ruhig!“, so sorgte er schluchzend wie ein zärtlicher Vater für zwei schwerverwundete Fähnrichs nach der Schlacht, blutjunge Bürschen, die hingebend ihr Los ertrugen: „Kinder, ich will selbst den Feldscher holen!“

Sein Testament, was im Fall seines Sterbens auf dem Schlachtfeld (daß er bei Colín, Hochkirch, Kunersdorf, Torgau unversehrt davonkam, obschon ihm die Pferde unterm Leib erschossen, sein Gefolge getötet, er selbst wiederholt kontusioniert, gehört zu den Wundern, die an persönliche Vorsehung glauben machen) oder seiner Gefangennahme zu geschehen habe, rühmte sein Nachfahre Wilhelm I. als Evangelium jedes mit dem Monarchenamt Betrauten. Schon recht, aber jedes? Wie könnte je ein anderer Monarch sich mit ihm vergleichen! Deshalb mischt sich herzliche Rührung mit staunender Bewunderung, wenn wir hier seine ergreifende Gleichgültigkeit gegen das eigene königliche Ich erfassen. Ihm entgeht ganz, daß sein Tod auch Preußens Ende bedeute, unerschütterlich glaubt er an dessen Zukunft, ob er lebe oder nicht. Preußen wird groß sein, oder es wird gar nicht sein. In der Ode von Bruder Heinrich von Roßbach, als alles verloren schien, und Heinrich kleinlaut zur Unterwerfung riet, erhebt er die pomphafte Rhetorik französischen Versstils zu schwungvoller Würde als Weissager: „So werden fruchtbare Zeiten unerschöpfliche Hilfe gewähren, so lange die Sterne leuchten, o Preußen, deiner Größe. So verkündet meiner Muse glückspendende Vorhersagung deines Staates dauerhaften Glanz bis in die fernsten Zeiten.“ Hat sie nicht Recht behalten, diese erhabene Virtus? Und wenn er an Argens schreibt: „Jeder, der kein Racine ist, sollte auf Poesie verzichten“, so dünkt er uns poetischer als der ganze Racine: „Es ist nicht nötig, daß ich lebe, wohl aber, daß ich das Vaterland rette.“ „Gesundheit und Zufriedenheit sind mir äußerst gleichgültig, mein Trost ist, daß ich fallen werde, den Degen in der Hand.“ „Ich werde mich unter den Ruinen meines teuren Vaterlandes begraben.“ Hört die gelebte Heldendichtung: „Ich, der von Schiffbruch rings umdroht, ich bleibe König in Leben und Tod“ (vivre ou mourir en Roi), hört den großdeutschen Zorn: „Wildempört im tiefsten Borne, fühlt den Schimpf des Rheines Flut, grollt dem Joch in grimmem Zorne, wälscher Dränger Uebermut“, hört den Kulturhaß wider russische Horden: „O könnt' ich packen sie am Schopf, ins Schwarze Meer sie untertaufen, daß sie darin Hals über Kopf in alle Ewigkeit ersaufen“. Für solch inbrünstige Erhebung zu großer tragischer Weltanschauung schenken wir den ganzen Racine, den er sich von de Catt, seinem treuen Schweizer, am Vorabend von Zorndorf vorlesen ließ, um sich zur Entscheidung vorzubereiten.

Dieser Dichterheld und Heldendichter fand zwar das Nibelungenlied „keinen Schuß Pulver wert“, doch hinterließ er uns als Nibelungenlied seines

Wirken eine Vorbildlichung des Sophokleischen Spruches: „Nichts ist elender, aber auch nichts gewaltiger als der Mensch.“ Seinen Zopfspartanern (von Legende verzeichnet, oft hochgebildeten Grandseigneurs wie Schwerin, voll schönem Bildungseifer in weiten Schichten des Offizierkorps) hauchte er Nibelungentreue der Mannen ein, fern jeder schweifwedelnden Byzanthineri, sie mochten wohl wie der grimme Hagen es preisen, „als Volkes Trost im Leid, wenn der Herr fechtet allen voran im Streit“.

Jedes Anhimmeln ekelte ihn an, nach Leuthen wehrt er Jubelhymnen fast entrüstet ab, ruft aber den Generalen zu: „Dieser Tag wird *Ihren* Mannen und den Ruhm *unserer* Nation auf die späteste Nachwelt bringen.“ Daß nur seinem Genie der unerhörte Sieg entsprang, berücksichtigt er gar nicht! Nach Roßbach seufzt er: „Nun will ich gern zur Grube fahren, da die *Ehre meines Volkes* gerettet ist.“ Denn längst hätte er sich aus so kummervollem Leben davongetrollt, doch Selbstmord verdammt er als Desertion. „Das Gefühl unbegrenzter Hingebung an den Staat ist wieder erwacht,“ das hält ihn am Leben. Andere mögen ja talentvoller und nicht solche Pechvögel sein, „doch wenigstens in diesem Einen stehe ich hinter niemand zurück!“ Kann ein männlicher Mann, der die Virtus liebt, sich der Tränen erwehren vor so selbstverleugnender Bescheidenheit des größten genialsten Menschen? Wahrlich, wenn der geistvolle Binder-Kriglstein militärisch von Friedrichs „höllischer Kraft“ redet, wären wir verführt, uns hier von einer himmlischen Kraft angeschauert zu fühlen. Sein „Leben und Sterben als König“ bedeutet nicht monarchischen Größenwahn, dieser König unter den Menschen und Mensch unter den Königen meinte damit das geistige Königtum, das König seiner selbst und Herr seines Schicksals bleibt. Dieser urgermanische Heerfürst, Berserker und Skalde mit Schwert und Harfe, erfand die „preußische Nation“, hat die knorrige Eiche heraufgezüchtet. Und daß er, eleganter Kulturkavalier und vornehmer Purpurgeborener, sich als volkstümlichste Persönlichkeit dem Volk ins Herz schrieb, prägt eben wieder das wahrhaft Große, das sonst fremd und unheimlich bleiben sollte, als das Einfach-Schlichte aus. Seinem abgeschabten Rock, der förmlich nach Vornehmheit roch, jubelten die Gassenjungen nach: „Der Olle Fritz!“

Der Philosoph, Gelehrte, Dichter, dessen Prosaerwerke und Briefe eine Fülle unvergänglicher Goldkörner enthalten, der ursprünglich das Waffenhandwerk haßte und jedem Militarismus feind blieb — in beidem Napoleon ähnlich, was aber natürlich in beiden Fällen der Unwissenheit verborgen blieb — war wie jeder hochgesinnte Mann, sei er Berufssoldat oder nicht, in seiner Lebenshaltung durch und durch Soldat. „Wir preußischen Offiziers“, sagt er stolz, „ich liebe und hasse dies Metier.“ Er erkannte wie der Zivilist Cäsar, wie Napoleon — von welchem der von Graf York als eigene Entdeckung vorgebrachte Vergleich mit der Dichtung stammt — daß der Krieg kein „roh gewaltsam Handwerk“, auch nicht eine technischmethodische Wissenschaft

sei — wozu man ihn heute erniedern möchte — sondern die höchste Kunst beanspruche. Auf niemanden paßte mehr Napoleons tiefsinniges Wort, der Kriegskünstler sei wie Achill „der Sohn einer Göttin und eines Sterblichen“. Wenn man Friedrich und Napoleon Unrecht tut, ihr umfassendes Herrscher-genie (z. B. Justiz- und Finanzreformer) über ihrem Kriegsruhm zu vergessen, so hat doch der beiden Genialität sich am schlagendsten im Feldherrntum ausgeprägt. Auch Napoleon klagte als Leutnant wie der flötenblasende Sanssouci, den sein härbeißiger Vater schon früher erschießen lassen wollte, weil ein solcher Schöngestirne und Militärfornommer Preußens Unglück herbeiführen müsse, daß man ihn zu einem Beruf gepreßt habe, zu dem er am wenigsten taugte, sintemal er doch zum Schriftsteller und Dichter geboren sei.¹⁾ Mit Verlaub, er und Friedrich waren zu etwas Besserem geboren, so oft beide versicherten, nur der Autor schaffe Bleibendes und die Gloire sei etwas Ephemeres. Heldenepen mit der Feder zu leisten ging ihnen über die Kraft, dafür schrieben sie Welterschütterndes in Blut und Eisen. Poeta nascitur, non fit, stimmt freilich kaum, nichts wird geboren als die *Anlage* zum Genie: daß es Genie wird, dazu gehört vor allem der Charakter, d. h. unermüdlicher Fleiß und dämonischer Wille. Aber daß man ein großer Feldherr wird, dazu reicht vor allem Facherziehung nicht aus. Oder glaubt man, der größte Milizfeldherr Lee — der größte aller Heerführer unterhalb der ganz Großen — moralisch das Gegenstück zu Hannibal als heldischer Ausharrer auf verlorenem Posten — habe sein überraschendes Feldherrntum seinem Ingenieuroberstrang verdankt? Oder Jackson, Professor der Naturwissenschaften, dessen Strategengeist erst Oberst Hendersons Buch offenbarte, seiner früheren Majorscharge? Mit einem Wort, große Feldherren sind nicht groß, weil sie große Militärs sind, sondern sie wurden erst große Feldherren, weil sie große Männer waren.²⁾

Gegen die „Friedrichstheologen“ wie Bernhards der Aeltere, die Napoleon ebenso unwissend wie oberflächlich „nur an Spitze von Uebermacht in seinem Elemente“ sahen, wagte sich Delbrücks „doppelte Strategie“ hervor, wonach Friedrich noch ganz im Banne der alten Kordenschule webte. Diese Ungebühr haben Kundige längst beerdigt. Wäre dem so, so würde Friedrich höchstens seinem Milieu nachgegeben haben, denn außer Winterfeldt (hieraus erklärt sich die lächerlich verleumdete Seelenfreundschaft mit dem „Günstling“) verstand seine bahnbrechende Art kein Einziger. „Er wollte immer nur Bataillieren, das war seine ganze Kunst“, keifte der neidische Prinz Heinrich, der den Zeitgenossen als Feldherrideal galt und dessen ab-

¹⁾ Noch der Kaiser schrieb ein schlechtes Drama, was erst neuerdings bekannt geworden, sein Interesse für das heroische Drama (Corneille war sein Liebling) war beängstigend!

²⁾ Selbst bei den zwei einzig fragwürdigen Gestalten bedeutenden Feldherrntums, Marlborough und Wellington, wird tiefere Forschung dies bewahrt finden. Beiläufig war Wellington ein wahrer Graphomane, ein schreibseliger Stilkünstler.

scheulicher Charakter sein löwenhaft großherziger Bruder mit erschütternder Selbstbezwung streichelte, weil er ihn übertrieben als Militär schätzte. Jawohl, das war seine ganze Kunst: Erkenntnis, daß es nur auf Zerreibung der lebendigen Streitkräfte des Feindes ankomme, während noch Marlborough, ein so hervorragender Schlachtleiter, von der „traurigen Notwendigkeit, eine Schlacht zu liefern“, schwatzt, trotzdem dieser geniale Bahnbrecher schon begriff, man dürfe sich nicht mit Belagerung von Festungen aufhalten. Nun wohl, die maßgebendste Autorität wies für immer Friedrich seinen wahren Platz an: ein blasser kleiner Kadett in Brienne studierte einzig seine Feldzüge und verehrte ihn als seinen Lehrmeister. Um es kurz zu sagen: die „napoleonische“ Vernichtungs- im Gegensatz zur Ermattungsstrategie, das napoleonische Prinzip der inneren Linie (Roßbach-Leuthen, Zorndorf-Hochkirch usw.) hat seinen Originalschöpfer in Friedrich allein. Wenn Napoleon zu blendenden Erfolgen damit gelangte — obwohl Roßbach und Leuthen taktisch nie überboten werden können — so erlaubten ihm dies eben seine größeren Machtmittel und vermehrten Fortschritte der Zeit. Wer aber Friedrichs „Generalprinzipien“ las, weiß unzweifelhaft, wer das Neuland entdeckte. Was bei den theoretisch ungebildeten Marlborough und Wellington oft naive Eingebung blieb, das handhabte der Deutsche gemäß seinem höheren Denknaturell als System. Was aber beim gleichfalls denkerischen Erzherzog Karl unfruchtbare Theorie blieb, das übte er mit tatkräftigster Praxis, die seinen „Kerls“ bis dahin unerhörte Gewaltmärsche und seiner selbstgeschaffenen Reiterei Verfolgung, Aufklärung und „Raids“ (lange vor Stuart und Forrest im vorbildlichen amerikanischen Bürgerkrieg) zumutete, als Stratege, Taktiker, Truppenerzieher auf gleicher Höhe. Napoleon kritisierte ihn einmal bitter wegen konzentrischen Verfahrens bei Torgau, was er selbst bei Bautzen, worauf sich Moltke naiv berief, mit gleich unzulanglichem Erfolg nachahmte. Haben die Verfechter des angeblich neuen Moltke'schen Systems — dessen Grundzüge so alt wie die Welt, denn „getrennt marschieren, vereint schlagen“ hat Napoleon stets befolgt, woraus die grobe Verwechslung **stammt** (Freitag-Loringhofen) getrennte Kolonnen auf *internem* Radius (1806 und April 1809) mit Anmarsch auf *externem* Radius und *Nichtvereinigung vor* der Schlacht für identisch auszugeben — wirklich Recht? Dann wäre Friedrichs Prag-Operation ein ewiges Vorbild, wo *Vorbedacht* pünktlichst (laut Retzow bis aufs Tagesdatum, nicht zufallmäßig wie bei Metz und Sedan, improvisiert wie bei Königgrätz) Zusammenschluß zweier getrennter Heere zu *vorausgeplanter* (nicht durch gegnerisches In die Hand arbeiten herbeigeführten) Zernierung des in die Festung hineingeworfenen Feindes führte. Hätte Friedrich doppelte Uebermacht an Zahl (Sedan) oder Bewaffung (Königgrätz) zur Verfügung gestanden, so würden wir hier den größten Triumph konzentrischer Operation bewundern. Kolin wäre unmöglich gewesen.

So aber sehen wir den größten Deutschen stets durch Schranken der Materie gefesselt. Doch aus gehäuften Bergen von Unglück rang sich der immer wachsende Gigant nur immer größer hervor. Diesen düstern Rittermönch, unermüden Arbeiter, eisernen Ringer verlockte nie das im Demantring seiner Hand verborgene Gift zur Feldflucht aus unerträglichem Dasein, bis zum bitteren Ende getreu dem selbstgeschworenen Fahneid. Jedes Gift ward ihm zur Nahrung, immunisierte ihn wie den alten Mithridat. Ein beispielloser Selbst - Evolutionist, schmolz er im feurigen Ofen unendlicher Prüfung das noch nicht lautere Gold seiner musisch-musikalischen Jugendseele zur ewigen Denkmünze eines Sieges um, goldener als die für den Leuthener Sieg geprägte: des Sieges über alle genuß- und gefallsüchtigen Schlacken des eigenen Allzumenschlichen.

Er klagte, nur das ihm anhaftende persönliche Pech habe „nichtnatürliche Allianzen“ verursacht, auch verbuhlter Weiber und verliebter Hausmütter wider den antierotisch Abnormen — Zarin Elisabeth, Pompadour, Maria Theresia, welche letztere ebenso „Legende“ ist wie die preußische Königin Luise im Gegensatz zu dem edeln ausgezeichneten Hohenzoller Friedrich Wilhelm. Da verkannte er seine Weltgeschichtsbedeutung als Vorläufer und Anbahner der französischen Revolution, d. h. der nötigen Umwälzung des Ancien Regime. Der gekrönte Revolutionär erbot sich nicht umsonst ungeniert über diese „Hallunken von Kaisern und Königen“. Und wenn er, der mit gewohnter Bravour sich den äußersten Vorposten des denkerischen Radikalismus gesellte, gleichwohl mit olympischer Ironie die Auswüchse des seicht vorlauten Pariser Aufklärer strafte und insbesondere das Kriegertum — das *echte* — gegen alberne Tiraden in Schutz nahm, wobei er boshaft auf Zarin Katharinas Loskauf von solchen Bannsprüchen durch Spenden und sentimentale Briefe an Diderot verwies, so hat die Mitwelt ihn ganz richtig als „Schrecken der Cäsaren“ erkannt, wie ihn eine französische Grabschrift eines Neufchateller Schweizers betitelte.¹⁾

(Schluß folgt.)

Ausland.

Frankreich. *Anderweitige Regelung des Oberbefehls. Personalien.* Da sich im Laufe der Zeit zwischen dem, durch Verfügung vom 28. Juli v. Js. geschaffenen, Oberbefehlshaber der Armee im Kriege mit dem Titel (chef d'état-major général de l'armée und dem Chef des Großen Generalstabes (chef d'état-major de l'armée) gewisse Reibungen ergeben haben, ist durch eine neuere Verfügung die Stellung des letzteren aufgehoben, der Generalstab dem chef d'état-major de l'armée direkt unterstellt worden. Er wird durch drei sous-chefs unterstützt. Der erste wird unter den Divisionsgeneralen ausgesucht, die mindestens ein Jahr lang eine Division geführt haben. Er ist im Kriege der Chef des Stabes des Oberkommandierenden. Die beiden anderen Sous-chefs werden aus den Brigadegeneralen ausgewählt; sie verbleiben im Kriegsfall bei dem Kriegsminister. Der Generalstab wird in drei Gruppen geteilt, die je

¹⁾ Siehe darüber mein Seelenbild „Friedrich der Große“, Auslese aus seiner schriftlichen Hinterlassenschaft, wenn ich für Sonstiges auf meine Schlußdichtungen „Vivat Fridericus!“ (2 Bände) verweisen darf oder meine Studie „Preußen gegen Europa“.